

Im Toilettenzimmer einer Dame des alten Rom.

Wenn die römische Domina am Morgen erwacht war und die Gardine aufhob, welche ihr Schlafgemach vom Toilettenzimmer trennte, kam ihr ein Schwarm von Sklavinnen entgegen, um ihr bei der Toilette behülflich zu sein. Ebenso wie in Ägypten jeder Körpertheil seinen besonderen Arzt hatte, so hielt sich auch die Römerin eine besondere Sklavine für jedes Glied ihres Körpers, welches geschmückt werden mußte oder sonst der Hilfe einer kunstgeübten Hand bedurfte. Diese Sklavine hatte dann Jahr aus Jahr ein nichts anderes zu thun, als diesen speziellen Dienst zu versehen. Sie hatte auch Mühe genug gehabt, ehe sie für die ihr übertragene Arbeit geschickt wurde.

Sobald eine Sklavine ihre Gebieterin vom Brotteig befreit hatte, mit dem ihr Geschick zur Erzielung eines weichen und zarten Teints während der Nacht beauftragt war, traten die Sklavinnen ein, denen die Aufgabe des Schminkens und des Färbens der Augenbrauen zufiel. Wie heutzutage fast überall nur das, was aus Frankreich kommt, für schön und modern gehalten wird, so waren auch die römischen Frauen nur darauf bedacht, allem griechische Farbe zu geben.

Eine andere Sklavine hatte die Aufgabe, das schön gewaschene Gesicht ihrer Herrin mit Schminke zu bestreichen. Bevor sie jedoch damit begann, hauchte sie auf einen metallenen Spiegel und überprüfte die tiefen dann ihrer Gebieterin, damit sie beurtheile, ob die Sklavine sich zur Dienstleistung bei ihr eigne. Um über die größere oder geringere Fähigkeit des Mädchens urtheilen zu können, berodh die Gebieterin den Spiegel genau. Wenn sie nach der Untersuchung mit dem Kopfe zustimmend nickte, so war der Athem der Sklavine rein; schüttelte sie jedoch verneinend mit dem Kopfe, dann war die Kernte „gewogen und zu leicht erfunden“, sie erhielt Strafe und die edle Aufgabe wurde einer anderen übertragen. Diese begann nun — man erschrecke nicht — die Schminke mit Speichel auf das Gesicht zu reiben und das war die einzige Manier, sie haltbar zu machen.

Während sie noch damit beschäftigt war, auf die Wangen ihrer Herrin rosensfarbene Farbe zu zaubern, stand eine andere schon bereit, um ihr die Augenbrauen und Wimpern zu bemalen.

Das erste Erforderniß einer schönen Römerin waren nämlich schwarze Brauen und Wimpern. War auch dieses Geschäft erledigt, so kam die Zahnreinigung an die Reihe. Sie hängte ihrer Herrin Mastix ein, womit die Damen jeden Morgen Mund und Zähne reinigten — natürlich so weit sie noch Zähne hatten. Die Zähne, welche im Munde fehlten, wurden Johann durch eine andere Sklavine vorständig in die Reihe der noch vorhandenen eingefügt. Natürlich brauchten diese nicht poliert zu werden.

Nun traten die Sklavinnen ein, denen das Frisieren zufam. Sie hatten die falschen Haare über den Arm hängen und fingen eifrig an, kunstgemäße Thürme auf dem Haupte ihrer Herrin aufzubauen. Die herrlichsten Flechten und entzündendsten Kräuter erschienen wie hervorgezaubert. Es war eines der ersten Erfordernisse der Schönheit, blonde Locken zu tragen. Die vertrauliche der Haarkünstlerinnen trat mit einer Goldschale vor und befrisch das Haar so lange, „bis die Meerlauge von soeben wie eine Aura glänzt.“

Darauf kamen nochmals vier Sklavinnen, um die letzte Sand an den Kopfputz ihrer Gebieterin zu legen. Die eine hat ein Frisiermesser, die andere ein Fläschchen mit Nardöl, eine dritte bespritzt mit wohlriechenden Essenzen die Flechten und Kräuter, während die vierte auf künstliche Weise eine Saarnadel durch die Locken steckt.

Endlich war das Prunkstück der Schöpfung fertig und empfing mit glücklichem Lächeln die Lobspärche der Sklavinnen. Eine von diesen tritt darauf feierlich mit einem glattpolirten Metallspiegel vor, damit die aufgedonnerte Gebieterin sich selbst einmal bewundern konnte. Ziel die Betrachtung im Spiegel nach Wunsch aus, so war ein selbstgefälliges Lächeln die Belohnung der Sklavinnen und diese waren durch eine solche Rundgebung der Zufriedenheit ihrer Herrin für den ganzen Tag glücklich.

Der Welfenschlag in Wien.

Das Wiener Tageblatt schreibt anlässlich der Meldung, der Herzog von Cumberland habe den Welfenschlag, den er dem Oesterreichischen Museum in Wien zur Verwahrung überließ, zurückverlangt und gedente denselben nunmehr in eigene Obhut zu nehmen: „Wiewohl diese Aufforderung des Herzogs, der Schlag zurückzustellen, bis heute an die Museumsleitung nicht ergangen ist, bildet der Verbleib des Welfenschlages in Wien dennoch nur eine Frage der Zeit. Georg V. von Hannover hatte einen Theil seiner kostbaren Sammlung dem Wiener Kunstinstitut nur auf solange zur Verfügung gestellt, als derselbe der wissenschaftlichen Forschung nöthig sein sollte. Seit dreiundzwanzig Jahren befinden sich die kostbaren Kunstobjecte, welche den Welfenschlag ausmachen, in dem Oesterreichischen Museum am Stubenring. Die Entziehung des Welfenschlages reicht ins zwölfte Jahrhundert zurück; er wurde von Heinrich dem Löwen durch einige werthvolle Gegenstände, welche er im Jahre 1173 von

seiner Reise nach Jerusalem und Constantinopel nach Deutschland mitgebracht, angelegt. Die Kirche St. Blasien zu Braunschweig war der heilige Ort, wo diese Reliquien aus dem heiligen Lande aufbewahrt wurden. Sie bildeten die Grundlage zu dem Reliquienkloster. Es ist dies die eine Hälfte des Welfenschlages, während die andere Hälfte, der Silberkloster, gegenwärtig in den herzoglich Cumberland'schen Schlössern zu Penzance und Gmunden verwahrt wird. Im Laufe der Jahre war der Reliquienkloster, dem erst allmählich der Silberkloster zugesellt wurde, wiederholt in Gefahr, vergeblich und verschleppt zu werden. Im XV. Jahrhundert ließen ihn die damaligen Eigenthümer in Folge Familienzwistes abhandeln, um ihn rückwärts zu veräußern oder zu vertheilen. Es kam jedoch nicht zu diesem Schritte. Rahezu zwei Jahrhunderte lang blieb der Schlag in Braunschweig. Da entstand zwischen dem Herzog Johann Friedrich und der Stadt Braunschweig ein Streit. Die Stadt erklärte sich als Eigenthümerin des Schlages und weigerte sich denselben herauszugeben. Herzog Johann Friedrich zog im Jahre 1671 mit bewaffneter Macht gegen Braunschweig, bemächtigte sich des größten Theiles der Gegenstände und brachte dieselben nach Hannover, wo dieselben bis zum Anfang dieses Jahrhunderts gefahrlos verbleiben konnten. Im Jahre 1803 drohte die französische Invasion. Der Schlag wurde schleunigst verpackt und nach England übergeführt, von wo derselbe, vielfach beschädigt, an seinen vorherigen Bestimmungsort zurückgebracht wurde. Im Jahre 1866 wollten die Preußen sich des Schlages bemächtigen, allein sie fanden denselben nicht. Treue Diener des Königs Georg hielten ihn in einem für Fremde fast unzugänglichen Versteck aufbewahrt, aus welchem er nach dem Barmenvertrage vom 29. September 1867, laut welchem der Schlag als Privateigenthum des Königs Georg anerkannt war, hervorgeholt und dann nach Wien gebracht wurde. In den dunklen Kellereien des Schlosses zu Schönbrunn lagen die glänzenden Kunstwerke durch anderthalb Jahre, worauf sie König Georg dem Oesterreichischen Museum auf unbestimmte Zeit zur Ausstellung überließ. Der Welfenschlag am Stubenring enthält 82 werthvolle Stücke. Das hervorragendste unter denselben bildet das große Kuppelreliquiar. Es ist dies ein in Gestalt einer tuppelreichten byzantinischen Kirche verfertigte Reliquienkloster. Lange Zeit hielt man das Reliquiar für das einzige in seiner Art. Das Fürst Soltz'sche Reliquiar im South Kensington-Museum kann einigermassen mit demselben verglichen werden. Wie hoch sich der Werth des Welfenschlages am Stubenring beläuft, ist schwer anzugeben. Jedenfalls dürfte er Millionen repräsentieren. Wie es heißt, soll er demnach im herzoglichen Schlosse zu Gmunden untergebracht werden.

Welfenschlag eines unglücklichen Liebhabers.
Aerfucht ist eine Leidenschaft die schon Manchem Leid gebracht. Welchen Einfluß jedoch Liebe hat, wurde kürzlich in Oakland, Cal., bewiesen. Fr. Florence Bale, eine hübsche junge Dame, hatte in J. S. Bowden, einem Engländer, einen auf Leben und Tod ergebene Verehrer. Derselbe war seit einem Jahre der stete Begleiter der schönen Florence und wenn Jemand Recht hat, dann waren Beide verlobt; „doch wie trügerisch sind Weiberherzen“, das sollte auch Bowden erfahren. Das empfindliche Herz des Fräulein Bale begnugte sich ihrem Schicksal in der Person eines jungen Mannes Namens C. Vogler, 1527 Park Straße, Alameda, wohnhaft. Eines schönen Tages entdeckte die ungetreue Florence, daß sie sterblich verliebt in Vogler war, und sie in einer Feindschaft mit Bowden glücklich werden konnte. Sie gab demselben daher den Laufpaß. Zu ihrem Lobe sei jedoch gesagt, daß sie ihrem fortgeschrittenen Verehrer ehrlich erklärte, daß sie einen anderen liebe. Sonntag hatte Vogler ein Rendezvous mit seinem Liebchen an 14. und Webster Straße. Bowden war seinem Rivalen gefolgt und als er seine alte Flamme kommen sah, ging er ihr entgegen und sprach sie an. „Ja, ich kann Dich nicht heirathen, laß mich vorübergehen.“ sagte sie. „Ja, trat zur Seite und grüßte höflich, als er abet sah, wie sich das Paar glücklich traf, da trampfte sich sein Herz zusammen. Er lief dem Paare nach, zog ein großes Bowie-Messer aus der Tasche und ging auf seinen Rivalen mit den Worten zu: „Du hast mir mein Mädchen gestohlen, ich will Genugthuung haben und wenn ich selbst ins Zuchthaus muß.“ Da zum ersten Mal that Coquette ein gutes Wort. „Gieb mir das Messer, Ja.“ sprach eine lieblich flötende Stimme, „um der alten Liebe willen gieb mir das Messer.“ Unter dem süßen Lächeln der reizenden Florence verließ alle Kraft den Arm des Engländers und derselbe fiel schlaff herab. Lächelnd stand Bowden da, dem ein fremder Herr das Messer formnahm. Ein Polizist erschien und machte das Ende profanisch, indem er Bowden wegen Angriffes mit einer tödlichen Waffe verhaftete. Das Liebespaar aber setzte seinen Spaziergang fort. Wie aber der bedrohte Rivale seiner Lebensretterin dankte, darüber schweigt die Geschichte.

Der Separator in dem Stangen-Departement von Olivers Walzwerken in Pittsburg explodirte und 3 Arbeiter wurden schwer, wenn auch nicht tödlich verbrannt.

Landwirthschaftliches.

Futterkräuter. Die Zeit rückt heran, wo das Samenorn in die Erde gebracht wird und mit dem Säen von Weizen, Gerste, Hafer und anderen Früchten muß der Farmer, dem nicht ein ausgiebiger Wiesenertrag zu Gebote steht, auch zugleich die Saat für die Futterkräuter mit unter die Erde bringen. Wie immer im Jahre, fehlt es auch jetzt an alterhand Vorschlägen und Anpfehlungen von Samenreien nicht. Da wird hier der rote Klee, dort der weiße Klee, dort der schwedische Klee, hier Luzerne dort Esparsette, dort Seradelle und wer weiß, was sonst noch alles empfohlen. Aber bei all diesen Empfehlungen ist das alte Sprichwort vergessen, daß „Eines sich nicht für Alle schickt“ und daß alle die empfohlenen Futterkräuter nur dort gedeihen, wo der Boden die für sie nöthige Nahrung erhält.

Betrachten wir zuerst den Klee, besonders den Rotklee, der als Schnittfrucht nur in Betracht kommt. Der Landwirth Schubert, der den Anbau dieser werthvollen Pflanze, die allein die Frucht wechselfähigkeit und Stallfütterung möglich macht, im Großen lehrt und für sein Verdienst mit dem Namen Schubert von Klee in den Adelstand erhoben wurde, legte zugleich, daß die Pflanze nur da gedeihen könne, wo ein überwiegende Lehmgelalt im Boden vorhanden ist. Auf dem so reichen Humusboden im amerikanischen Westen wächst der rote Klee allerdings auch bei fadigem Untergrunde mit großer Weisheit, aber geringem Futterertrag, und dem lockeren, ungebundenen Boden ist es in den meisten Fällen zuzuschreiben, wenn die Farmer klagen, daß ihr Kleeheu mit so viel staubigen Stoffen vermischt ist. Dieser Boden würde sich, wenn die Humusschicht erschöpft ist, für den Anbau von Klee nicht eignen.

Die Luzerne, das ergiebigste Futtergewächs, welches die Landwirthschaft kennt, da sie drei und in einigen Gegenden vier Schnitte liefert, macht ganz besondere Ansprüche an den Boden und webe dem Farmer, der sich mit ihrem Anbau die Finger verbrennen wollte, wenn er sich nicht vorher überzeugt hat, ob sein Boden Kalk oder Mergel im Untergrunde hat. Die Luzerne saugt ihre Nahrung aus der größten Tiefe und kann auf kalkigen Bergen 50 bis 60 Jahre ausdauern. Wo ihre Wurzeln den Kalk nicht finden, da verdorrt sie schon im ersten Jahre.

Keinlich ist es mit der Esparsette, die ein ganz vorzügliches Futter, besonders für Pferde liefert, aber nur einen Schnitt giebt. Die Esparsettefelder können mit Rüben beweidet werden, aber wohl muß sich der Farmer hüten, Schafe auf dieselben zu treiben, da diese die Herblätter ausstreffen und die Pflanze dadurch schwer im Wachsen schädigen. Auf steilen Abhängen an Flüssen, die Kalk oder Schiefergehalt haben, ist diese Schmetterlingspflanze ein vorzügliches Futterkraut.

Das ist nun alles recht schön, mag der Farmer sagen, aber was sollen nun die thun, deren Ländereien überwiegend Sandgelalt zeigen, sich also nicht für den Anbau der genannten Pflanzen eignen. Nun die Natur hat für alle Bodenarten gesorgt und der sterilität künftigen bringt sogar noch Pflanzen hervor. Die Seradelle ist für Boden, wo der Sand den Lehm überwiegt, eine sehr geeignete Futterpflanze. Unschätzbar aber hat sich für den wirthlichen Leichten Boden die Lupine erwiesen. Von den drei Arten, weiße, blaue und gelbe ist, die letztere ihrer größern Blattmasse wegen vorzuziehen, doch verlangt sie größere Feuchtigkeit und hat sich daher besonders an den sandigen Seeflächen bewährt, während die blaue Lupine mit dem geringsten Boden fürlieb nimmt und ein Futter liefert, welches besonders von Schafen gern gefressen wird.

Dann darf aber auch der meistens verachtete „Buchweizen“ nicht vergessen werden. So unsicher diese Frucht betrefft ihres Körnerertrages ist, denn sie liefert in einem Jahre eine großartige Ernte und besagt im nächsten Jahr die Ausfaat, so trefflich ist sie als Grünfutter und auf leichtem Boden kann es für das Vieh kaum eine bessere Pflanze geben. Wer sehen also, daß überall etwas gebaut werden kann, um das Vieh durchzubringen, aber die erste Nothwendigkeit ist, den Boden zu kennen und zu wissen, welchen Pflanzen er die verlangte Nahrung liefern kann.

Die Sterilisation der Milch. Wenn auch die Milch, besonders in den Städten, jetzt besser überwacht wird als früher, wenn man, um eine für die Ernährung des Kindes zuträglich Milch zu erhalten, eine bestimmte Fütterungs-Methode anwendet, wenn selbst die größte Keimlichkeit sowohl der Gefäße als auch der Saugapparate beobachtet wird, so genügt dies Alles doch noch nicht, um der Milch mit Sicherheit jede Gesundheitsgefährlichkeit zu benehmen. Abgesehen davon, daß zuweilen Tuberculose und Typhus durch die Milch übertragen werden, raffen namentlich der Bredurchfall in den Sommermonaten eine große Zahl Säuglinge dahin. Das einfache Kochen reicht nicht immer hin, um die schädlichen Keime zu zerstören. Es sind daher manche Vorrichtungen zu diesem Zweck erfunden worden. In einem vor dem Kerylichen Verein zu München gehaltenen Vortrage hat ein Techniker vorge schlagen, zum Verschluß der Flaschen statt der gebräuchlichen Gummistopfen un durchlöcherter Gummischleiben zu gebrauchen, über die, um das Herabfallen zu verhindern, verzimnte Eisenbleche ge

blüht werden. Der Glasstopfel kommt daher in Wegfall, sonst ist, abgesehen davon, daß die Mündung des Flaschenhalbes trichterförmig erweitert worden, alles geliebter. Beim Erhitzen nun wirkt die Gummischleibe als Druckmittel, das der Luft freien Austritt gestattet, kühlt sich dann später die Flasche ab, so wird die Scheibe durch Verminderung des inneren Druckes durch den äußeren Luftdruck nach innen gedrückt. Sogeliet bemerkt, daß einige Milchforten leicht, andere schwer zu sterilisiren sind. Der Grad der Sterilisirbarkeit ist bedingt durch die Menge und Art der Verunreinigung, die sich in der Milch befindet. Nach ihm ist nicht Trodenfutter, sondern Weidegras das naturgemäße Futter des Thieres; hierbei kommen nicht so viele Staubbestandtheile und wenig Keime in die Milch. Die Fütterung mit Heu ist weniger geeignet, weil der Heubacillus die Milch schwerer sterilisierbar macht. Er schließt seinen Vortrag mit dem Satz: „An die Stelle der unkontrollirbaren diätetischen Vorzüge, welche man durch kostspielige Fütterung und Faltung der Milchschafe zu erzielen sucht, hat die kontrollirbare Eigenschaft der leichteren Sterilisirbarkeit zu treten.“ Sterilisirung, d. h. die Zerstörung der schädlichen Keime, geschieht im Kleinen durch den bekannten Sogeliet'schen oder ähnliche Apparate, im Großen in den Milchsterilisirungsanstalten, die neuerdings in manchen größeren Städten errichtet worden sind und den Zweck erfüllen, die meisten Verbraucher wohl am sichersten und bequemsten erfüllen. Das Verfahren in diesen Anstalten beginnt mit einer sorgfältigen Reinigung der Flaschen, die dann im Dampfapparat durch strömenden Wasserdampf zuerst selbst sterilisirt werden, ehe die auf ihren Vollgehalt geprüfte Milch eingefüllt wird. Die in den Apparat gebrachten, mit Milch gefüllten Flaschen werden nach dem Verdrängen der atmosphärischen Luft durch gespannten Wasserdampf etwa 25 Minuten auf 102—103 Grad Celsius erhitzt, wodurch die Unter suchungen im Reichsgesundheitsamt ergeben haben, alle vorhandenen Bacillen vernichtet werden. In dem mit Dampf erfüllten Apparat werden die Flaschen durch mechanische Vorrichtung geschlossen. Im Geschmack unterscheidet sich die nach diesem Verfahren behandelte hergestellte feinstreife Milch kaum von der frischen; ihre Haltbarkeit hat sich auf mehrere Monate hinaus bewährt.

Die Universität Toronto.

Bekanntlich hatte sich vor einiger Zeit in Deutschland ein Comité gebildet, um Bücherspenden für die durch ein Brandunglück völlig zerstörte Universitätsbibliothek von Toronto zu sammeln. Die Bemühungen des Comites sind vom besten Erfolg begleitet gewesen. Am letzten Jahresabschluss waren außer 896 Bänden, welche direct über London nach Toronto, gefandt waren, 7495 Bände bei den Sammelstellen des Comites eingegangen. Seitdem sind weitere Spenden erfolgt, unter ihnen eine äußerst werthvolle, nahezu 500 Bände umfassende, vom deutschen Kaiser. Im Ganzen belaufen sich die deutschen Spenden bis jetzt auf etwa 8800 Bände. 4734 derselben kamen von staatlichen Behörden und Institutionen, 1028 von Akademien und anderen gelehrten Gesellschaften, 2643 von Buchhändlern und 407 von Privaten.

Das glänzende Ergebnis der deutschen Sammlungen hat in Canada einen tiefen Eindruck gemacht. Außer den Universitätsbehörden von Toronto hat auch die englische Botschaft in Berlin dem Wirken des Comites ihre Anerkennung gezeigt. Damit aber die Gabe ein umfassendes Bild deutscher Geistesarbeit biete, sind noch weitere Bücherspenden dringend erwünscht, insbesondere Werke über deutsche Sprachforschung, Geschichte und Literatur, welche gegen Werke aus anderen Wissenschaften auffallen zurückgelassen sind und doch in erster Linie vertreten sein sollten. Es wird gebeten, weitere Bücherspenden an F. A. Brodhans, Berlin und Wien, R. Friedländer und Sohn in Berlin, R. W. oder K. F. Köhler's Antiquarium in Leipzig zu richten und ein Verzeichnis der Gaben dem geschäftsführenden Mitglieder des Comites Herrn John Landauer in Braunschweig einzusenden.

Gute Kameradschaft zwischen deutschen und französischen Grenz wächtern.

Pariser Blät er berichten in folgender Weise über einen Zwischenfall an der deutsch-französischen Grenze: „Ein französischer Zollbeamter ertappte einen französischen Schmuggler in dem Augenblicke, wo er mit einem Ballen Streichhölzer die Grenze überschreiten wollte. Zwischen beiden entspann sich ein Kampf, in dem der französische Zollbeamte Verletzungen erlitt, so daß er, im Begriff zu unterliegen, um Hilfe rief. Dies hörte ein deutscher Grenzjäger, der sofort die Grenze überschritt, und seinem Kollegen zu Hilfe kam. Mit vereinten Kräften gelang es ihnen, über den Schmuggler Herr zu werden, den sie fesselten und gemeinam nach der nächsten französischen Station führten, wo der deutsche Beamte von den französischen Behörden lebhaft beglückwünscht wurde. Ein an die Zollinspektion gerichteter Bericht verlangt eine Belohnung dieses wackeren Mannes, die er mit Recht verdient hat. Ist solche gegenseitige Hilfe nicht besser als die Plintenwache, mit denen man sich sonst wohl bedroht?“

Ein glücklicher Polizei-Kommissär.

Ein Angestellter des Düsseldorf'schen Bank Vereins hatte kürzlich einen Ehe der Bank entlassen und brante mit den ererbten 9000 Mark durch. Der junge Mann, ein gewisser Wilhelm Kreuzer, begab sich zuerst nach Berlin, wo er in Gesellschaft lustiger junger Damen einige hundert Mark durchbrachte. Von dort fuhr er nach Wien, Triest, Venedig, Rom, Neapel, ging dann nochmals nach Wien und kam schließlich über Lubawetz nach Belgrad, mit der Absicht, sich nach Constantinopel zu begeben. Er war bisher den Händen der Behörden entkommen. Jetzt aber war sein Glücksfestern im Erblichen. Gemüthlich lag er in der Bahnhofrestauration beim Mittagessens, als sein Verhängnis in der Person des Belgrader Polizeichefs Milan Zatarowitsch erschien, welcher einen jungen Serben suchte, der seinen Eltern durchgebracht war. Wilhelm Kreuzer fiel dem geistigen Polizeichef auf. „Wer und was sind Sie, mein Herr? Haben Sie einen Paß?“ — „Mag Müller aus Cleve, Kaufmann, habe keinen Paß.“ — „So? Mit in's Bureau!“ — Im Bureau des Polizei-Kommissärs entspann sich, wie uns geschrieben wird, folgender Dialog: „Sie haben ein Geheimniß, mein Herr! Gehen Sie! Wer sind Sie?“ — Wilhelm Kreuzer (nach längerem Seelenkampfe): „Der, den Sie suchen!“ — Milan (leise): „Den ich suche.“ — „Ich suche einen Serben und keinen Deutschen.“ (Laut): „So also, Sie sind es! Ich dachte mir's gleich. Wie kann man so etwas anstellen junger Mann! Bitte, erzählen Sie mir doch alles haarklein! Beichten Sie!“ Wilhelm Kreuzer beichtete alles. Da man einen großen Theil des Geldes bei ihm vorfand, erlaubte der Vantoein in Düsseldorf nur einen geringen Schaden. Die deutsche Gesandtschaft in Belgrad wurde sofort von dem Vorfalle in Kenntniß gesetzt. Diefelbe hat beim Berliner auswärtigen Amte erwirkt, daß Herr Milan Zatarowitsch eine Prämie von 600 Mark ausbezahlt werde, weil es das erste Mal war, daß die serbische Polizei einen Durchbrecher erwirkt hat, und Gesandtschaftlich muß belohnt werden.

Neue Blumentöpfe.

Freundinnen und Freunde von Topfblumen aller Art werden gern hören, daß die Neuzeit auch dieses bisher wenig veränderte Gebiet nicht unberührt läßt. Da sind zuerst die schneidigen Pantees, die schon längst Eisenbahnwagenräder aus Papier herstellten, auf den Gedanken kommen, ihre Erfindung auch auf Blumentöpfe auszuwenden. Der Vorteil liegt in dem geringen Gewicht gegen einen Thontopf. Sie sind hauptsächlich zum Versand von Pflanzen mit Ballen bestimmt und werden in zwei Größen angefertigt. Haben Sie ihren Zweck erfüllt, so geben sie an den Abfender zurück, und zu diesem Behufe werden sie auseinander gefaltet, wie wir es ja mit dem Manschieten auch thun; ebenso wie bei diesen dient auch beim Papierblumentopf ein Knopf zur Herstellung der runden Gestalt. — Eine zweite Neuzeit ist ein Thontopf mit wassergefülltem Unterfaß — ein Selbstbewässerungstopf. Nach in Frankfurt vom Herausgeber des „Praktischen Rathgebers in Obst- und Gartenbau“ angefertigten Versuchen gewährt dieser der neue Topf eine dauernde Feuchtigkeit der Erde, wenn in Zwischenzeiten von 8—30 Tagen der Unterfaß mit Wasser gefüllt wird.

Es hat diese Erfindung jedoch nur Werth für schnell wachsende Pflanzen, und dann auch nur, wenn wir größere, kräftig entwickelte Pflanzen in den Töpfen setzen. Die Vorrichtung zum allmählichen Aufsteigen des Wassers, welches gegen vorzeitige Verdunstung geschützt ist, läßt sich ohne Zeichnung schwer deutlich machen. In No. 7 des genannten Blattes findet man deutliche Abbildungen der beiden beschriebenen Neuzeiten und auch einer dritten. Diefelbe besteht in einem Holztopf. Arme Drechsler im Erzeuger sind die Verfertiger und können deshalb doppelten Anspruch auf unsere Beachtung machen. Der Holztopf ist unzerbrechlich, und wenn wir bei unvorsichtigem Öffnen der Fenster das Wassergeschick haben, die Blumentöpfe zu Boden fallen zu sehen, so ist das bei den Holztopfen nicht schlimm, denn sie zerbrechen nicht. Sie sind dabei sehr leicht und werden in verschiedenen Größen angefertigt.

Trodener Sonntag in New York.

In New York hat ein Kreuzzug der Sabbatharianer begonnen, und kürzlich erlebte man seit Jahren zum ersten Male einen „trodener Sonntag“. Die Polizei, durch den neuen Was der Großgeschworenen ausgerüstet, schnüffelte an allen Orten und Enden. Das Resultat des Tagesbefehls an die Polizei, welche leiteter bei jedem Appell wiederholt wurde, war, daß fast alle Wirthschaften geschlossen waren, und daß nur den Wirthlichen bekannte Personen oder solche, für deren Zuverlässigkeit garantirt wurde, oder die ein Paßwort hatten, Einlaß erhalten konnten. Der Wirthschaft „über die Strahe“ im Kessel oder im Krug war beinahe gänzlich still. Viele Wirthliche haben auf Ersuchen des Capitans ihres resp. Bezirks die Fenstervorhänge in ihren Lokalen aufgezogen, damit die Polizei und die Spitze der „Gesellschaft zur Unterdrückung von Verbrechern“ sich durch einen Blick überzeugen konnten, daß keine Geseßverletzung stattfand. Die Ec. n. welche sich in 1876 abspielten, als der damalige Polizeicom-

missär Joel B. Ehrhardt eine allgemeine Wirthschaft anordnete, wiederholten sich nicht, da die jetzige Polizei-Commission den Befehl erbielt hatte, daß kein Polizist in Civilkleidung eine Wirthschaft betreten darf, und da uniformirte Leute natürlicher Weise keinen Eintritt, noch viel weniger Getränke erlangen konnten. Es wurden trotz aller Voricht der Wirthliche getrennt nicht weniger als 67 Verhaftungen wegen Uebertretung der Aecise-Geseze vorgenommen. — Daß auch in Baltimore, resp. Maryland, das alte Sonntagsgesez in Kraft bleibt, wissen wir aus den Verhandlungen der Gesezgebung. Eine in homöopathischer Dosis Anfangs im Unterhause passirte mildernde Bill wurde vom Senate getoefelt. Es dürfte nunmehr die Pflicht des Staatsanwalts, dessen Befürwortung eines liberaleren Sonntagsgesezes bekannt ist, werden, durch strenge Handhabung des mittelalterlichen Gesezes endlich das Sonntags- Minderthum zur Raison zu bringen.

Das Verhältnis der beiden Geschlechter.

Rund 1480 Millionen Menschen bevölkern gegenwärtig unsere Erde. Eignigermaßen zuverlässige Volkszählungen aber erstrecken sich nur etwa auf die Hälfte davon, auf 723 Millionen, worunter 339 Millionen männliche und 384 Millionen weibliche Einwohner gezählt werden. In Europa zählt man 171 Millionen männliche, 175 Millionen weibliche Einwohner, mithin 4 Millionen Frauen mehr; in America 413 Millionen männliche, 403 Millionen weibliche, mithin eine Million Männer mehr; in Afrika, Asien und Australien ist ebenfalls in männlicher Ueberzahl geschehen. Dabei darf freilich nicht vergessen werden, daß in den außereuropäischen Erdtheilen die Auswanderung und der Umstand, daß dort die Colonialreiche den Haupttheil der Gebiete mit sicheren Zählungen ausmachen, zu Gunsten der überwiegenden männlichen Ziffer in's Gewicht gefallen sind. Wie sehr das soziale Leben und die Sitten unter dem Einfluß des Uebergewichts des einen oder anderen Geschlechts stehen, beweist die Erinnerung an die Zustände in den frauenlosen californischen Goldgräberdistricten vor 40 Jahren und die angelehene Stellung der Frau noch im heutigen America.

Einer der Ersten, die sich mit Statistik befaßten, der preussische Voprediger Sigmund, schrieb um 1741 ein Werk über „Die göttliche Ordnung“; er stellte darin fest, daß ein Ueberfluß an Knaben geburten gegen die Mädchen geburten vorhanden sei, behauptet ferner, daß aber auch mehr Knaben als Mädchen jährlich sterben, daß gerade im heirathsfähigen Alter das Gleichgewicht in der Zahl der Angehörigen beider Geschlechter sich emstelle und daß somit „jedes Männlein“ sein Fräulein hienieden bekommen könne. Eine solche Tendenz zum Ausgleich in der Natur wäre recht schön, wenn sie sich nachweisen ließe. Nicht weil dadurch, wie der Theologe hervorhob, der Beweis für den göttlich gewollten Ursprung der monogamischen Ehe erbracht wäre — die Nothwendigkeit der Einzelhebe erkennen wir aus ethischen und culturellen Gründen auch ohne theologischen Fingerzeig — sondern weil die gezwungene Ghehelligkeit eines erheblichen Bruchtheils der Menschheit in Folge der ungleichen Vertheilung der Geschlechter Leiden und Geseh an mit sich bringt. Es ist eine statistische Thatsache, daß die durchschnittliche Lebensdauer der Verheiratheten größer und daß Selbstmord und Zerstümm bei ihnen seltener ist, als bei den Unverheiratheten.

Auch die Frauenfrage in Europa hängt enge mit der gezwungenen theilweisen Ghehelligkeit zusammen. Wo liegen nun die Ursachen des Frauenüberschusses in Europa? Die Hauptursache ist darin zu finden, daß der Tod galant gegen das weibliche Geschlecht ist: die Frauen leben durchschnittlich ein wenig länger als die Männer. Als Nebenursachen kommen dann hinzu, die männermordenden Kriege, die Auswanderung, die gefährliche Berufsarten, die anstrengende Erwerbsthätigkeit und den Verwahrlosung, vielleicht auch die unregelmäßigere Lebensführung der Männer. Auf niedrigeren Culturstufen, wo den Frauen die Ueberlastung mit schwerer Arbeit zufällt, ist ihre Sterblichkeit stärker als die der Männer, daher in barbarischen Ländern der Ueberfluß an Männern. (Wbl.)

Fragt man aber nach den Ursachen der übermäßigen Herstellung von Schiffen, so findet man das Geheimniß unschwer in dem gemeinen Fortschritt der Schiffbaukunst während des letzten Jahrzehnts. Selbst bei verhältnismäßig sehr niedrigen Frachten sind die neuen, mit allen Vollkommenheiten und Erzeugnissen der Neuzeit ausgerüsteten Fahrzeuge immer noch im Stande, erfolgreich zu fahren, und zwar auch dann noch, wenn veraltete Schiffstypen sich längst nicht mehr als bewerbefähig erweisen oder mit Verlust arbeiten. Bedenkt man noch, daß der Aetherbetrieb zu einem der interessantesten und unter glänzligen Verhältnissen zu den gewinnbringendsten Zweigen aller kaufmännischen Geschäftsbetriebe gehört, der freilich daneben auch ganz besondere Kenntnisse und große Umsicht erfordert, so läßt sich wohl begreifen, daß Aetherer in der Wuth der Ueberlegenheit der neuen prächtigen Schiffsbauten gegenüber Fahrzeugen älterer Bauart selbst zu Zeiten, wo die Frachten niedrig sind, sich zum Bau neuer Schiffe ermuntern und thätiglich Gewinn damit zu erzielen wissen.